

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4827) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Parteigenossen!

Zum Beschluß des letzten Parteitagess findet der diesjährige in München statt. Auf Grund der Bestimmungen der §§ 7, 8 und 9 der Partei-Organisation beruft die Parteileitung den diesjährigen Parteitag auf

Sonntag, den 14. September, abends 7 Uhr,
nach München, in das Lokal:
Schwabinger Brauerei, Leopoldstr. 82

ein.
Als provisorische Tagesordnung ist festgesetzt:
Sonntag, 14. September, abends 7 Uhr: Vorberberatung.
Konstituierung des Parteitages. Festsetzung der Geschäfts- und Tagesordnung. Wahl der Mandatsprüfungs-Kommission.

- Montag, 15. September und die folgenden Tage:**
1. Geschäftsbericht des Vorstandes.
Berichterstatter: **J. Auer** und **K. Gerlich**.
 2. Bericht der Kontrolleure.
Berichterstatter: **G. Meister**.
 3. Bericht über die parlamentarische Tätigkeit.
Berichterstatter: **E. Rosenow**.
 4. Die bevorstehende Reichstagswahl.
Berichterstatter: **A. Hebel**.
 5. Arbeiterversicherung.
Berichterstatter: **G. Mollenhuth**.
 6. Kommunalpolitik.
Berichterstatter: **Dr. Sindemann**.
 7. Reiseber.
Berichterstatter: **H. Fischer**.
 8. Anträge zum Programm und Organisation.
 9. Sonstige Anträge.
 10. Wahl des Vorstandes und der Kontrolleure.

Parteigenossen! Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung des diesjährigen Parteitages — wir verweisen nur auf die Verhandlungen über die nächsten allgemeinen Reichstagswahlen — richtet der Parteivorstand die Aufforderung an Euch, die Vorbereitungen für den Parteitag — also die Wahl der Delegierten wie die Stellung von Anträgen — rechtzeitig zu bewirken.

Die Anträge müssen spätestens den 2. September in den Händen des Vorstandes, Adresse:

J. Auer, Berlin SW., Kreuzbergstr. 30
sein, wenn sie entsprechend den Bestimmungen des § 8 Abs. 2 der Parteiorganisation im Vorwärts veröffentlicht werden und in die gedruckte Vorlage Aufnahme finden sollen.

Anträge von einzelnen Parteigenossen bedürfen der Gegenzeichnung der Vertrauensperson oder des Vorstandes der örtlichen bezw. Kreisorganisation, falls sie zur Veröffentlichung und Beratung gelangen sollen.

Die Parteigenossen, die zum Parteitag kommen, werden ersucht, von ihrer Delegation dem Vorstande und dem Lokalkomitee rechtzeitig Mitteilung zu machen, damit ihnen die Vorlagen und event. weitere Mitteilungen zugeandt werden können.

Die Adresse des Lokalkomitees lautet:
Ludwig Fickelmann, München, Sendlinger Straße 20.
Mandatsformulare sind durch das Parteibureau
J. Auer, Berlin SW., Kreuzbergstraße 30
zu beziehen.

Die Genossen, die Anträge einreichen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß etwaige den Anträgen beigegebene Motive weder im Vorwärts noch in der den Delegierten zugehenden Vorlage Aufnahme finden können. Es steht den Genossen das Recht zu, ihre Anträge selbst oder durch befreundete Genossen auf dem Parteitag mündlich zu begründen. Ein Abdruck der Motive verbietet sich aber aus räumlichen Gründen und um Wiederholungen zu vermeiden.

Berlin, 28. Juli 1902.
Mit sozialdemokratischem Gruß
Der Parteivorstand.

Kulturkampf in Baden.

* Leipzig, 29. Juli.

Man schreibt uns aus Baden:
Die Verhandlungen der badischen Kammer über die Zulassung von katholischen Männerorden haben unsere Nationalliberalen ganz aus dem Häuschen gebracht. Protestversammlungen sind organisiert worden, bei denen es manchmal ruppig zugeht, weil Centrumstadaubrüder auch daselbst erscheinen. Der Kulturkampf, den die Herren vom Centrum so notwendig brauchen, nachdem ihre demagogischen Mittel erschöpft sind, ist nun glücklich da. Es ist kein Kampf der Staatsgewalt, aber er wird unheilvoll wirken, wenn er auch nur von einer Partei und von einigen anderen Korporationen ausgeht. Die Schwarzen gewinnen auf diese Weise den billigen Nimbus der „Verfolgten“ und ihre Position, die schon so stark erschüttert war, wird dadurch natürlich wieder gestärkt.

Von einer „Volksbewegung“ kann man freilich nicht sprechen. Eine solche hervorzurufen hat der Nationalliberalismus viel zu wenig politischen Kredit.

An der Spitze des ganzen thörichten Nummels stehen badische Professoren und damit ist die ganze Sache schon gekennzeichnet. Wenn das höhere resp. akademische Schulmeistertum sich in die Politik mischt, dann weiß man von vornherein, daß Böck geschossen werden. Die Herren würden sich selbst viel nützlicher sein, wenn sie sich etwas mehr der Politik enthielten. Aber der Gelehrtenbünkel hat ihnen die höchste Meinung von sich selbst beigebracht und sie glauben in schwierigen politischen Fragen mit ihrer Weisheit zur endgültigen Lösung berufen zu sein. Nach der unsterblichen Blamage des deutschen Professorentums im Jahre 1848 hätten die Herren eigentlich etwas bescheidener werden sollen. Man sah damals, wie das wirkliche, frisch pulsierende und reich quellende Leben ihnen etwas Fremdes bleibt und wie sie sich nur in der Dürre gelehrtens Wustes bewegen können. Das deutsche Volk hat es teuer bezahlen müssen, daß es in einem günstigen historischen Moment die Neugestaltung der Dinge zum guten Teil solchen Elementen anvertraute, die auf dem brausenden Meer der Revolution wie in einem Kahn ohne Ruder, Segel und Steuer umhertrieben. Das deutsche Professorentum ist heute nicht viel anders geworden; es hat wohl an Erwerbssinn, aber nicht an politischer Weisheit zugenommen.

Zuerst wollten die badischen Professoren den akademischen Apparat zu einer Kundgebung gegen die Männerorden benutzen. Von oben herab wurde ihnen nahegelegt, daß man dies nicht gern sehe, und so sahen sie davon ab. Wie gerne hätten sie die akademische Jugend mobil gemacht, die sie ganz gewiß für politisch unreif erklären würden, wenn dieselbe für die Männerorden demonstrierte. Nun haben die Heidelberger Professoren — fast alle sind inbegriffen — eine Erklärung erlassen, in der sie sich gegen die Zulassung von Männerorden erklären. Der alte Gemeinplatz von der „Störung des konfessionellen Friedens“ wird auch hier wieder ausgespielt, obgleich doch nachgerade auch Heidelberger Professoren wissen könnten, daß ein „konfessioneller Friede“ überhaupt nicht bestehen kann, wo zwei sich feindliche Konfessionen existieren, die beide unfehlbar sein wollen und von denen jede der anderen Terrain abzugewinnen bestrebt ist. Die Erklärung besagt dann, die Ordert seien in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht eine ernste Gefahr. Wer sich vor den Mönchen fürchtet, für den sind sie allerdings gefährlich. Weiter heißt es, die Geschichte zeige, daß solche Orden durch rasche Vergrößerung des Besitzes der toten Hand bedenkliche Erscheinungen hervorrufen. Das mag der Fall sein, wo die Orden und Klöster im Laufe

Scuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Als Leo sich mit ihr dem Ausgang zuzoh, sagte er, halb spöttisch, halb ein bißchen mitleidig: „Kleines Schaf!“

Sie lachte schon wieder und hing sich vergnügt an seinen Arm. „Ne, so dumm, was?“

„Sehr richtig. Das kann ich Dir sagen, wenn ich gewußt hätte, daß Du so heulen würdest, hätte ich Dich wahrhaftig nicht her geführt! Das nennt sich nun ein Vergnügen!“

Sie nickte heftig. „Doch, es war auch eins! Ich habe mich riesig amüsiert. Ja, da habe ich mal tüchtig gehult; das reicht für lange! Ach, Leo, war das schön, — sie stieß einen zitternden Seufzer aus — „ne, zu schön!“ Die Zähne aufeinander beißend, schüttelte sie sich: „Aber nu los!“

„Du hast wohl jetzt nen Riesenhunger? Ja, auch. Na, denn komm! Heut spendier ich Dir Sekt!“

Sie klatschte in die Hände. „Hei, wie nobel! Den habe ich schon immer mal gern trinken wollen!“ Aber gleich darauf wurde sie stumm; ein fröstelnder Schauer überflog sie. „Erst noch 'n bißchen draußen rum bummeln — ja?“ bat sie mit stockender Stimme.

Er that ihr den Willen, langsam führte er sie am Wasser weiter hinauf. Der Menschenstrom hatte sich verlauten, sie waren allein. Er drängte sie in eine dunkle Abzweigung und küßte sie ab. Sie küßte ihn heftig wieder,

ihre Lippen lagen heiß auf den seinen; minutenlang hing sie an ihm.

Bärtlich flüsternd, schlenderten sie dann wieder weiter.

Massig hob sich der Bau der Marschallbrücke, vereinzelter Laternenschein warf zitternde Krügel und blanke Flecke auf das schwarze, schaukelnde Wasser. Die Wellen gluckten an der Mauer des Quai. Eine feuchte Kühle stieg auf.

Die einsamen Schritte der beiden hallten gedämpft. „Du,“ sagte Trude plötzlich und lachte leise, „die Annschen hat noch 'n Dusek gehabt, daß der verrückte Bruder sie erschossen hat.“

„Rein. Darin liegt ja gerade der Fehler des Stückes,“ belehrte Leo.

„Nanu? Warum denn ein Fehler? Sie kann doch nich ins Wasser gehen? — Das ist viel zu gewöhnlich. Ruh, das thut ja die meisten! Weißt Du, ich hab auch eine gekannt — sie kam oft zu meinen Eltern ins Geschäft kaufen — die is nich weit vor der Potsdamer Brücke in den Landwehrkanal gesprungen. Ihr Bruder hat nachher ihre Sachen bei uns auf der Straße an die Strummach verkauft, in dem Trödeladen. Da hingen sie lange im Fenster. Greulich!“ Sie schauerte zusammen. „Wie kann man bloß?“

„Daß doch das dumme Gerede,“ sagte er, unangenehm berührt. „Das ist ja ungemütlich. He!“

Sie lachte wieder, und dann blieb sie mit einem Ruck stehen und hemmte so auch seine Schritte. Mit einem Laut, halb Lachen, halb Seufzer, warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und küßte ihn ungestüm. „Ach — — —!“

„Trude, ne, aber Trude, wenn einer kommt!“ Er sah sich scheu um. „Hier kann uns ja jeder sehen!“

„Is mir ganz egal,“ lachte sie und verberg den Kopf an seiner Brust.

XII.

Mine saß in ihrer Küche auf der Eimerbank, hatte den linken Ellbogen auf den Herd gestemmt, den Kopf in die Hand gestützt und starrte in die verglimmenden Funken des offenen Aschenloches. Die rechte Hand, die ihr lässig im Schoße lag, hielt einen Brief. Der war von zu Hause. Im scheidenden Licht des Tages hatte sie ihn mühselig entziffert. Der Vater selber schrieb, wie mit dem Besenstiel gekratzt. Die Male war nicht mehr daheim, die diente seit der Einsegnung auf dem Gollmüthner Dorfwerk, als Kindermagd, um Essen und Kleidung.

Es war der erste Brief, den Mine seit drei Monaten von zu Hause erhalten; sie hatte sich weiter nicht verwundert, die waren in der Einte und hatten keine Zeit. Aber nun schalt der Vater, unverblümt gab er seiner Empörung Ausdruck, daß die Tochter nicht längst ihre Ersparnisse nach Hause geschickt.

„Wer mechten jekt 'ne Kuße kaufen. Nu hat mer fu'n großes Mensch zu Berlin, nich amal zehn Dahler thut se ei'n derzue. Se sein der so gutt, wie uf der Sparkass. Aber ne, for de Eltern is nisch übrig, die sich's am Maul abgespart han.“

Und so weiter.

Düsterer Blick verfolgte Mine das langsame Verlöschen der Funken. Nun war die Asche ganz dunkel, ganz tot. Mit einem tiefen Seufzer stand sie auf und reckte die freigebliebenen Arme über dem Kopf. Dann ging sie schwerfälligen Schrittes in ihre Kammer.

Hier sah es anders aus, als zu Verhas Zeiten. Keine